

Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 9 (1936-1937)

Heft: 1-2

Artikel: Eltern und Kinder

Autor: Maurois, André

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-850665>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bauwerkes (z. B. Ruine); das Anbringen von Futtereinrichtungen für Vögel und Wild, von Nistkasten für Singvögel in Anlagen und Gärten usw. In Berggegenden könnte auch die Mithilfe bei einer Alpräumung oder einer Aufforstung in Frage kommen.

So wird jeder Lehrer zu Stadt und Land etwas für ihn und seine Schüler Passendes finden können. Sehr wichtig ist jederzeit und überall eine gute Vorbereitung, welche zu gutem Gelingen unerlässlich ist. Man vertraue nicht auf Improvisationen und die Eingebungen des Augenblicks. Es ist auch nicht nötig, daß solche Werktage für Natur und Heimat nur erst auf Veranlassung der hohen Erziehungsbehörden organisiert werden, auch einzelne Klassen oder alle Klassen eines Schulhauses oder einer Gemeinde können sie sehr wohl selbständig durchführen.

Möchten doch diese Ausführungen gute Aufnahme finden und die Lehrerschaft recht bald zur Tat schreiten.

Nachwort der Redaktion: Als diese Zeilen bereits gesetzt waren, erhielten wir folgende Mitteilung:

Eltern und Kinder

Von ANDRÉ MAUROIS

Wenn ich eine Predigt über die Familie zu halten hätte, würde ich als Text jenen Satz von Valéry wählen: „Jede Familie atmet eine besondere Langeweile aus, die jedes einzelne ihrer Mitglieder in die Flucht treibt, solange es noch einen Funken Leben in sich hat. Aber es herrscht in ihr auch eine uralte und mächtige Gewalt, die auf dem Zusammensein bei der Abendsuppe beruht und auf dem Gefühl, daß man dort unter sich ist und sich ohne Umstände so geben darf, wie man ist.“

Was mir an diesem Text gefällt, ist, daß er zugleich die Größe und das Elend des Familienlebens vors Auge führt. Eine uralte und mächtige Gewalt... eine besondere Langeweile... ja, fast jede Familie bringt diese beiden Kräfte hervor.

Man schlage einen Roman auf, denn immer wieder muß man ja seine Zuflucht zu den großen Romanschriftstellern nehmen, um eine zusammenfassende Synthese der menschlichen Natur zu finden. Was findet man bei Balzac? Die fanatische und fast närrische Anhänglichkeit des „Vater Goriot“ an seine Töchter, aber auch deren kalte Grausamkeit; den Schrecken eines Heims, wie es das Haus Grandets ist, wo Gattin und Tochter durch den leidenschaftlichen Charakter des Vaters unwürdig bedrückt werden, aber auch die Schönheit eines Heims, wie es das Haus der Le Guennic im Anfang von „Beatrix“ ist. Was findet man bei Mauriac? Im „Vipernknoten“ die Herzensangst eines kranken alten Mannes, der des Abends in seinem Zimmer die Unterhaltung seiner Kinder über die Teilung seiner Güter nach seinem Tode hören muß, die bourgeoise und tragische Häßlichkeit einer Gruppe von Menschen, die sich anfeinden, deren Interessen einander entgegengesetzt sind, die sich aber dennoch gezwungen sehen, miteinander zu leben, auf der andern Seite aber, im „Geheimnis der Frontenacs“, die unbeschreibliche Schönheit des Familien-

St. Gallen. Das Erziehungsdepartement hat angeordnet, daß in allen Schulen des Kantons der 25. Mai zum Tag für Natur und Heimat gestempelt werde. Der Unterricht soll an diesem Tage, gleich wie das schon vor acht Jahren einmal geschah, ausschließlich in den Gedanken des Natur-, Tier- und Heimatschutzes gestellt werden und durch Aufklärung und Ausflüge das Interesse und die Liebe für Heimat und Natur fördern. Im Hinblick auf die starke Beteiligung von *Schülern an Vereinen und Veranstaltungen* gelangt der Erziehungsrat an sämtliche Primar- und Sekundarschulräte mit der Aufforderung, Übelstände zu beseitigen. Gleichzeitig erläßt er Richtlinien, die dabei befolgt werden sollen.

Eidg. Natur- und Heimatschutzkommission. Bern, 1. Mai. Zum Zwecke einer bessern Zusammenfassung aller auf dem Gebiete des Natur- und Heimatschutzes tätigen Kräfte und Vereinigungen hat der Bundesrat die Schaffung einer eidgenössischen Natur- und Heimatschutzkommission beschlossen. Als Präsident dieser Kommission wurde bezeichnet alt Bundesrat Häberlin in Frauenfeld, als Mitglieder die folgenden Präsidenten lokaler Heimatschutzvereinigungen: Auf der Maur (Luzern); Dr. Balsiger, Obergerichtspräsident (Zürich); Dr. Börlin (Basel); Dr. Bornand (Lausanne); Prof. Dr. Harnloser (Bern); Abbé Marietan (Sitten); Regierungsrat Dr. Martignoni (Bellinzona); Regierungsrat Dr. Nadig in Chur; Nationalratspräsident Reichling (Stäfa) und Fürsprecher Tenger (Bern).

bandes, ein Gefühl, vergleichbar mit jenem, das wahrscheinlich unter jungen Hunden desselben Wurfs herrscht, die sich im Dunkel des Hundehauses durch die Berührung ihrer Leiber wärmen und in dieser gemeinsamen Wärme den Mut finden, es mit einer furchterregenden Welt aufzunehmen.

Man schlage die Romane zu und betrachte das Leben. Dort findet man dieselbe Mischung... das Zusammensein bei der Abendsuppe... die besondere Langeweile... Wer von uns vermöchte nicht diese zwei Formulierungen Valérys, die lobende und die kritische, mit irgendeiner Erinnerung an eine Familienzusammenkunft zu verknüpfen? Wer von uns hat nicht eines Tages, an dem er sich vom Leben verwundet fühlte, bei der schweigenden Nachsicht irgendwelcher Provinzverwandten Zuflucht gesucht? Ein Freund mag uns unseres Geistes wegen lieben, eine Geliebte unserer Anziehungskraft wegen, aber die Familie liebt uns grundlos, weil wir in ihr geboren und Fleisch von ihrem Fleische sind. Trotzdem vermag sie es mehr als irgendeine andere Gruppe von Menschen, uns zu reizen. Wo ist derjenige, der nicht einmal in seiner Jugend gesagt hätte: „Ich ersticke, ich kann nicht mehr zu Hause leben; meine Familie versteht mich nicht, und ich verstehe sie nicht mehr“? Katherine Mansfield schrieb mit achtzehn Jahren einen Befehl an sich selbst in ihr Tagebuch: „Deine Pflicht ist es, fortzugehen. Bleib nicht hier!“ Aber später, als sie wirklich der Familie entflohen war und krank unter Fremden lag, schrieb sie in dasselbe Tagebuch: „Das Herrlichste, was ich mir vorstellen kann, wäre, wenn meine Großmutter mich zu Bett brächte, wenn sie eine Tasse heißer Milch und Brot neben mich stellte und dabliebe, ihre Hände ineinander verschlänge und mir mit ihrer angenehmen Stimme sagte: ‚Da hast du, Liebling! — Schmeckt es dir?‘ O zauberhaftes Glück!“

Die Wahrheit ist, daß die Familie ebenso wie die Ehe eine jener Einrichtungen ist, die gerade durch ihre Größe viele Aspekte zeigt. Nur abstrakte Ideen sind einfach, weil sie tote Ideen sind. Aber die Familie ist nicht die willkürliche Schöpfung eines Gesetzgebers; sie ist eine natürliche Folge der Teilung unserer Gattung in zwei Geschlechter, der langen Hilflosigkeit des menschlichen Kindes, der Mutterliebe, der natürlichen Folge dieser Hilflosigkeit, der Vaterliebe, die sowohl aus Liebe zur Mutter als aus Liebe zum Kinde besteht. Um ein wenig Ordnung in mein Thema zu bringen, möchte ich zuerst darlegen, was an dieser erhabenen Einrichtung kostbar und was gefährlich an ihr ist.

Beginnen wir mit den Tugenden. Man kann von der Familie sagen, was schon vom Paar gesagt worden ist: Ihre Kraft besteht darin, daß sie natürliche Instinkte durch eine soziale Bindung unterstützt. Das Gefühl, das eine Mutter mit ihrem kleinen Kind vereinigt, ist ein absolut reines und schönes Gefühl. Hier ist kein Konflikt. Für das Kind ist die Mutter eine Gottheit. Sie ist allmächtig. Wenn sie es nährt, ist sie die Quelle aller Annehmlichkeiten und seines Lebens selbst. Wenn sie es auch nur pflegt, so bleibt sie noch immer das Wesen, das das Leid verscheucht und das die Freude bringt, der nie versagende Zufluchtsort, ein Hort der Wärme, der Zärtlichkeit, der Geduld und der Schönheit. Für die Mutter ist das Kind etwas Göttliches.

In der Mütterlichkeit wie in der Liebe herrscht ein nach außen erweiterter Egoismus, der Opferfähigkeit erfordert. Durch die Mutterliebe beruht die Familie wie die Ehe auf dem Instinkt. Damit eine Gesellschaftsbildung möglich wurde, „mußte die Menschheit lieben lernen“ (Alain, Familiengefühle). Sie lernt es vor allem durch die Mutterliebe. Das ist eine so grundlegende Wahrheit, daß sogar in die Liebe der Frau zum Mann häufig etwas Mütterliches verwoben ist. Hat George Sand Musset geliebt? Hat sie Chopin geliebt? Ja, aber mit mehr Mütterlichkeit als Sinnlichkeit. Ein Ausnahmefall? Ich glaube nicht. Denken Sie an Madame de Warens und Rousseau, an Madame de Berny... Das Bedürfnis, zu beschützen, ist bei vielen Frauen ein dauerndes Lebendigbleiben ihrer Mütterlichkeit. Nur scheinbar verlieben sie sich in den starken Mann, und sehr häufig ist es dessen Schwäche, die sie in ihm lieben. (Man lese zu diesem Thema „Candida“ und „Helden“ von Shaw.)

Und das Kind? Wenn es das Glück hat, eine wirklich mütterliche Mutter zu haben, lernt es durch sie schon am Anfang seines Lebens eine grenzenlose und selbstlose Liebe kennen. Durch die Mutterliebe erfährt es in den ersten Jahren seiner Kindheit, daß die Welt nicht eine durchaus feindliche ist, daß man dort auch zärtliche Hände finden kann und eine immer wache Liebe, daß es Wesen gibt, denen man vollständig und ohne Arg vertrauen darf und die alles geben, ohne je etwas zu verlangen. Es ist ein ungeheurer Vorteil, wenn man sein Leben so beginnen kann; Optimisten, die trotz aller Widrigkeiten und Fehlschläge ihre Zuversicht zum Leben bis ans Ende aufrechterhalten, sind oft Menschen, die von einer guten Mutter erzogen worden sind. Umgekehrt ist es die schlechte Mutter, die ungeschickte und ungerechte Mutter, die das Kind am

ungünstigsten in das Leben einführt. Ich habe in meinem „Kreis der Familie“ zu zeigen versucht, wie der Konflikt mit der Mutter die Seele eines Kindes zu vernichten vermag. Auch die allzu zärtliche und sentimentale Mutter kann, besonders bei einem Sohn, viel Unheil anrichten, indem sie in ihm zu zeitig heftige und leidenschaftliche Gefühle erweckt, die für sein Alter noch nicht passend sind. Stendhal hat dieses Thema gestreift, und D. H. Lawrence hat ihm fast sein ganzes Werk gewidmet. „Es ist eine Art Inzest“, sagt er, „ein geistiger Inzest, der gefährlicher ist als der körperliche, weil er ungreifbar ist und daher dem Instinkt weniger abstoßend erscheint.“ Ich komme auf diese Frage zurück, wenn ich von dem Verhältnis zwischen den Generationen sprechen werde, und will dann zu gleicher Zeit das Thema Vaterliebe, die langsamer entsteht, behandeln.

Da hier versucht werden soll, sowohl die Vorteile als auch die Schwierigkeiten des Familienlebens aufzuzählen, halten wir fest, daß die Familie in der ersten Kindheit für den Menschen „die Lehrzeit der Liebe“ bedeutet. Daher kommt wahrscheinlich das seltsame Wohlbehagen, das uns trotz allen aufgehäuften Grolls immer wieder packt, wenn wir uns inmitten unserer Familie befinden. Aber jene Erinnerung ist nicht die alleinige Ursache der Zuversichtlichkeit, mit der wir bei ihr Wärme suchen. Die Familie ist auch der Ort, wo man sich, wie Valéry in unserem Zitat sagte, „so geben darf, wie man ist“.

Ist das ein so großer und seltener Vorteil? Können wir uns nicht überall so geben, wie wir sind? O nein! Das Leben zwingt uns, eine Rolle zu spielen. Wir haben uns eine gewisse Haltung zurechtgelegt. Man hat eine bestimmte Vorstellung von unserer Person. Jeder von uns übt in der Öffentlichkeit irgendeine Tätigkeit aus. Wir müssen uns in das soziale Leben einfügen. Ein Bischof, ein Professor, ein Kaufmann haben während des größten Teiles ihres Lebens nicht das Recht, sich zu geben, wie sie sind.

In einer einigen Familie spielt das soziale Leben eine minimale Rolle. Stellen Sie sich einen Abend in einem solchen Familienkreise vor. Der Vater, in einem Lehnstuhl ausgestreckt, liest seine Zeitung oder macht ein Schläfchen. Die Mutter strickt und läßt, gemeinsam mit ihrer ältesten Tochter, die drei oder vier Grundmotive an sich vorüberziehen, die das Leben einer jeden Hausfrau beschatten. Einer der Söhne liest, vor sich hinträllernd, einen Detektivroman; der zweite tauscht einen elektrischen Steckkontakt aus; der dritte sucht mittels der Wellenskala die Musik und die rednerischen Leistungen ganz Europas zu erhaschen. All das gibt einen ziemlich disharmonischen Zusammenklang. Der Lärm des Radioapparates stört den Vater im Lesen oder im Schlaf. Das Schweigen des Vaters verstimmt die Mutter. Der Dialog zwischen Mutter und Tochter geht den Söhnen auf die Nerven. Übrigens verbirgt man diese Gefühle nicht; in der Familie gibt es keine Höflichkeit. Dort darf man schmollen, üble Laune zur Schau tragen, Fragen unbeantwortet lassen oder sich im Gegenteil einer grundlosen Fröhlichkeit hingeben. Alle Familienmitglieder lassen gelten, daß der einzelne so und nicht anders ist und daß man soviel als möglich Nachsicht mit ihm haben muß. Man achte auf den doppelten Sinn, den das Wort „familiär“

in der französischen Sprache hat. Eine Situation, die nicht mehr erstaunlich wirkt, weil sie sich schon so oft wiederholt hat, nennen wir Franzosen „une situation familière“. Man beginnt von einem Freund zu sagen: „Er gehört zur Familie“, wenn man sich vor ihm „familiär“ benehmen darf, das heißt: schlechter benehmen als „in Gesellschaft“.

Alle Typen, die wir eben beschrieben haben, finden in der Familie nicht ein „berauschendes“ Glück, aber sie finden dort das Recht, sie selbst zu sein, die Gewißheit, mit Nachsicht betrachtet zu werden, Frieden, und, um auf das von Mauriac ausgemalte Bild zurückzukommen: „eine tierische und beruhigende Wärme“. Man weiß, daß man sich dort unter Leuten befindet, die einander kennen und die gegebenenfalls bereit sind, einer für den andern die Verantwortung zu übernehmen. Wenn einer der Akteure jener Szene, die wir eben beschrieben haben, plötzlich Kopfweh bekäme und sich fiebrig fühlte, geriete der Bienenstock sofort in Alarm. Die Schwester würde das Bett zurechtmachen, die Mutter sich mit dem Kranken beschäftigen, einer der Brüder in die Apotheke laufen. Das bedrohte Individuum wäre nicht allein. Ohne Familie zittert der Mensch im ungeheuren großen Weltall vor Kälte. In den Ländern, wo das Familienleben aus verschiedenen Gründen abgenommen hat (z. B. in Amerika, in Rußland), fühlen die Menschen das Bedürfnis, sich den Massen zu nähern und mit der Menge zu denken. Sie brauchen die Sympathie vieler Millionen von Menschen für ihre Gefühle und für ihr Leben, um den Verlust dieser kleinen freundschaftlich gesinnten Gruppe wettzumachen. Sie versuchen, den Zusammenhang der primitiven Gesellschaft wiederherzustellen, aber bei einem großen Volk ist das Experiment gekünstelt und gefährlich.

Das Gemeinschaftsgefühl erstreckt sich über die Familiengruppe hinaus, die aus Eltern und Kindern gebildet ist. In der römischen „gens“ vereinte es in einer Art Sippe nicht nur die wirklich Verwandten, sondern auch Verbündete, Klienten und Sklaven. In der modernen Welt ist die „gens“ weniger dauerhaft, weil die Familienmitglieder verstreuter sind, aber sie behält eine gewisse Kraft. In jeder Familie finden sich obskure Vettern und unverheiratete Tanten, die, ohne Aufsehen zu machen, ihrer Familie ihr ganzes Leben opfern. Dafür gibt es Beispiele bei Balzac: der Cousin Pons, Calixtes Tante in „Beatrice“, und bei Mauriac: der Onkel im „Geheimnis der Frontenacs“. Péguy hat mit kraftvoller Feder jene großen Familien von Politikern oder von Akademikern beschrieben, in denen man mit unmütterlicher Geduld die Mitglieder des „Clans“ bis in die dritte und vierte Generation mit Stellen, Orden und Vorteilen versorgt.

Ich habe hier das Wort „Clan“ benutzt. Gibt es überhaupt einen nennenswerten Unterschied zwischen dem Clan, das heißt dem Stamm der Primitiven, und etwa unseren Familien in der Sommerfrische am Meer? Die Mutter sitzt unter der groben Zeltleinwand und wacht über die kleinsten unter ihren Kindern; der Ehemann, von den größeren Kindern umgeben, fischt Krevetten oder Sandaale. Diese barbarische Sippe hat ihre eigene Sprache. In vielen Familien haben die Worte eine Bedeutung, die sie außerhalb der Familie nicht haben. Solche Ausdrücke der

Familienprache entfesseln ausgelassenes Gelächter, das den Uneingeweihten unverständlich bleibt. Manche dieser Clans finden ein so heftiges Vergnügen an derartigen geheimnisvollen Intimitäten, daß die übrige Welt für ihre Mitglieder nicht existiert. Es gibt geschlossene, undurchdringliche Familien, Geschwister, deren Kindheit so ineinander verwoben war, daß sie den Zusammenhang nie mehr lösen können. Jede Gemeinschaft mit Außenstehenden ist ihnen unmöglich. Wenn sie sich verheiraten, bleiben die auf diese Weise importierten Schwäger und Schwägerinnen Fremde. Mit Ausnahme von gewissen, sehr seltenen Fällen außergewöhnlicher Anpassungsfähigkeit werden sie nie zur Familie gehören. Man nennt sie manchenmal „Enteneier“, manchenmal „aufgesetzte Flicker“. Sie genießen nicht das Bürgerrecht der Reinrassigen und werden für dieselben Handlungen strenger beurteilt.

Wir alle kennen alte Frauen, die sich auf der ganzen Welt nur für jene Menschen interessieren, die „zur Familie“ gehören, und für die gleichzeitig alle Wesen, die der Familie angehören, Anspruch auf Anteilnahme haben, selbst wenn sie sie nie gesehen haben sollten. So entartet die Familie zu einer egoistischen Gemeinschaft, deren Egoismus nicht bloß Liebe ist, sondern auch Verteidigungswillen, Bündnis gegen die übrige Welt. „Der Familienegoismus“, schreibt Gide, „ist kaum weniger widerwärtig als der Egoismus des Einzelmenschen“. Ich bin nicht ganz seiner Ansicht. Im Familienegoismus liegt Gefahr, aber er ist dennoch eines jener sozialen Elemente, die über das Individuum hinausreichen.

Aber es ist notwendig, daß die Familie Luftzug von frischen Winden bekommt. Wiederholen wir unser Zitat: „Jede Familie atmet eine besondere Langeweile aus...“ Ich habe den Familienabend beschrieben, wo Körper und Geist entspannt sind und wo jeder sich seinen natürlichen Neigungen überläßt. Ist das Ruhe? Ja, aber wohin führt diese Freiheit? Wie jede ungehemmte Freiheit, zu einer Anarchie, die das Leben erschwert. Alain hat uns jene Familien beschrieben, wo das stillschweigende Übereinkommen herrscht: was dem einen mißfalle, sei allen anderen verboten und wo man, anstatt sich miteinander zu unterhalten, sich gegenseitig anbrummt:

„Der eine verträgt keinen Blumenduft, der andere kein lautes Sprechen; der eine will, daß am Abend, der andere, daß am Morgen Schweigen herrsche; jener verträgt nicht, daß man über Religion diskutiert; dieser knirscht mit den Zähnen, sobald von Politik die Rede ist; alle billigen einander das Vetorecht zu, alle üben dieses Recht autokratisch aus. Der eine sagt:

„Ich werde wegen deiner Blumen den ganzen Tag Kopfweh haben.“

Der andere:

„Ich habe die ganze Nacht kein Auge zugemacht, weil du gegen elf Uhr abends die Türe so heftig zugeschlagen hast.“

Bei den Mahlzeiten werden, wie bei einer Art Parlaments-sitzung, von jedem einzelnen solche und ähnliche Beschwerden vorgebracht. Alle kennen dieses komplizierte Familienstaatsgrundgesetz, und die Erziehung hat kein anderes Ziel, als es den Kindern beizubringen“ (Alain, Gedanken über das Glück.)

In solchen Familien regeln die Mittelmäßigen das Leben, so wie auf einem Familienspaziergang derjenige, der am langsamsten geht, das Tempo bestimmt. Selbstverleugnung? Ja, aber auch Erniedrigung und Herabsetzung des geistigen Niveaus. Beweis dafür ist, daß das Niveau von selbst steigt, sobald ein gescheiter Mensch als Gast am Familientisch erscheint. Wie kommt es, daß dann Wesen, die gewöhnlich still sind oder unbedeutendes Zeug schwätzen, plötzlich gute Einfälle haben? Weil sie für den Fremden eine Anstrengung machen, die sie „en famille“ nicht machen würden.

Deshalb ist es ungesund, wenn die Familie sich mit sich selbst begnügt. Sie muß wie eine gut durchspülte Bucht den Strömungen der Außenwelt weit geöffnet sein. Der Fremde kann auch unkörperlich anwesend sein. Seine wirkliche Gegenwart ist nicht notwendig. Manchesmal ist er ein großer Musiker oder ein großer Dichter. Man bedenke, wie die Geister in den protestantischen Familien durch das tägliche Lesen der Bibel geformt worden sind. Viele der besten englischen Schriftsteller verdanken ihren Stil jenem ständigen Kontakt mit dem erhabenen Buch. Wenn es besonders in England eine so große Anzahl von Frauen gibt, die vollkommen natürlich und gut schreiben, so kommt das vielleicht daher, daß sie durch diese fromme Lektüre dem Familiengeklatsch entzogen wurden und schon frühzeitig einen edlen Stil kennen lernten. In ähnlicher Weise wurden die französischen Frauen des siebzehnten Jahrhunderts, Madame de Sévigné oder Madame de Lafayette, durch die Kenntnis des Lateinischen herangebildet. Eine der großen Gefahren im Leben gewisser Familien, sagt wiederum Alain, ist die Gewohnheit, nie einen Satz zu Ende zu sprechen. Dagegen muß man ankämpfen, indem man das Familienleben durch die fortwährende Berührung mit allem veredelt, was die Menschheit Großes hervorgebracht hat. Aufrichtige Frömmigkeit, Liebe zu den schönen Künsten, besonders zur Musik, gemeinsame politische Überzeugungen, Arbeiten, bei denen man sich gegenseitig hilft, all das erhebt eine Familie über sich selbst hinaus.

Die Familie ist stets schwer dazu zu haben, den besonderen Wert eines ihrer Mitglieder ernstlich anzuerkennen. Das ist weder feindselige Einstellung noch Eifersucht; es liegt nur daran, daß man einander in der Familie unter einem anderen Gesichtswinkel betrachtet. Man lese das Leben der Schwestern Brontë. Nur ihr Vater betrachtete sie nicht vor allem als Romanschriftstellerinnen. Tolstois Gattin erkannte sein Genie; seine Kinder bewunderten ihn und bemühten sich, ihn zu verstehen. Aber wider ihren Willen sahen Frau und Kinder neben dem großen Schriftsteller auch das Allzumenschliche mit allen seinen Absonderlichkeiten. Die Gräfin Tolstois sah in ihm den Mann, der zu sagen pflegte: „Es ist unrecht, Dienstboten zu haben“, und der am nächsten Tag ohne vorherige Ankündigung ein Mittagessen für zwölf Gäste verlangte.

Nur in der Familie, so sagten wir, kann man sein wahres Selbst sein; ja, aber dort kann man *nur* dieses Selbst sein. Zu einem höheren Selbst kann man sich dort schwer aufschwingen. Der Heilige erregt in der Familie Verblüffung. Der Held ergibt einen Mißklang. „Wenn man in der Familie

das Genie nicht verkennt, so demütigt man es durch eine gewisse Art, es zu ehren“ (Alain, Familiengefühle), die nicht darin besteht, daß man seinen Ideen folgt, sondern darin, daß man sich freut, einen genialen Menschen in der Familie zu haben. Wenn in der Familie Dupont ein großer Kanzelredner oder ein großer Staatsmann geboren wird, herrscht Freude bei den Duponts, nicht, weil die Predigten des Geistlichen sie erschüttern oder weil die reformatorische Arbeit des Staatsmannes ihnen segensbringend erscheint, sondern weil sie es außergewöhnlich ehrenvoll finden, daß der Name Dupont in den Zeitungen steht. Irgendeine alte Tante läuft zu den Vorlesungen ihres Neffen, der ein berühmter Geograph ist, nicht, weil sie die Geographie, sondern weil sie den Neffen liebt.

So existiert also eine gewisse nivellierende Mittelmäßigkeit in der Familie, eine Zurücksetzung des Vorrangs des Geistes zugunsten der gemeinsamen tierischen Wärme, wodurch sich alle Rebellion gegen die Familie erklärt. Und so gibt es auch im Leben der wertvollsten und der größten Menschen viele Augenblicke, wo sie glauben, daß sie, um ihr Schicksal zu erfüllen, jene allzu wohlige Wärme des häuslichen Herdes, jene Liebe, die allzu mühelos erworben wird, und jene Atmosphäre gegenseitiger Duldung verlassen müssen. In solchen Augenblicken flüchtet ein Tolstois ins Kloster und in den Tod, in solchen Augenblicken hört der junge Mann auf den Ruf: „Du sollst Vater und Mutter verlassen!“, in solchen Augenblicken verläßt ein Gauguin die Seinen, um in Tahiti das Leben eines malenden Einsiedlers zu führen. Jeder von uns hat zum mindesten einmal im Leben den Ruf des älteren Bruders vernommen und hat sich als verllorener Sohn gefühlt.

Ich glaube aber, daß hier eine Täuschung vorliegt. Die Flucht aus der Familie, das heißt aus jenen Beziehungen, die uns anfänglich unbewußt, später bewußt an die Unsern binden, bedeutet nur die Flucht in andere Beziehungen, die weniger natürlich sind, denn der Mensch kann nicht allein leben. Sie bedeutet die Flucht ins Kloster oder in den Tempel der Literatur, dorthin, wo es ebenfalls Duldung, Versklavung und Opferbereitschaft geben wird. Oder aber diese Flucht bedeutet, wie bei Nietzsche, den Weg in den Wahnsinn. „Die einsame Seele verliert sich im Wesenlosen.“ Die Weisheit besteht, wie Marc Aurel so treffend sagt, nicht darin, daß man außerhalb des Alltags ein Weiser ist, sondern, daß man bei allem, was man tut, ein Weiser bleibt. Es ist leicht, aber fruchtlos, sich dem Familienleben zu entziehen; der Versuch, das Familienleben auf eine höhere Ebene zu heben, wäre schwerer, aber schöner. Allerdings gibt es eine Zeit, in der es ganz natürlich erscheint, daß junge Menschen mehr unter der Knechtung durch die Familie leiden, als daß sie die Größe des Familienlebens spüren; diese Zeit wird „l'âge ingrat“, das undankbare Alter oder die Flegeljahre, genannt. Um aber darüber grundlegend zu sprechen, müssen wir zuerst innerhalb der Struktur der Familie die Beziehung der Generationen zueinander untersuchen.

Wir haben schon gezeigt, welcher Art diese Beziehung in ihren Anfängen, in der frühen Kindheit der Nachkommen ist. Das „Normale“ ist dort: instinktive und grenzenlose Zärtlichkeit bei der Mutter, Anbetung und Vertrauen beim

Kind. Hier sollte man, ehe man weitergeht, einige Worte über die Fehler hinzufügen, die oft in dieser anscheinend belanglosen Periode von den Eltern begangen werden. Der häufigste ist, daß man den Typus des verwöhnten Kindes heranzüchtet, das heißt, des Kindes, dem man einimpft hat, daß es allmächtig sei, während es in Wirklichkeit ein schwaches Wesen ist und seine scheinbare Kraft nur aus der Schwäche seiner Eltern besteht. Es gibt nichts Gefährlicheres. Denn der Charakter bildet sich schon in den ersten Monaten des Lebens. Nach einem Jahr wird man bereits ein Wesen geformt haben, das entweder an Disziplin gewöhnt ist oder sich ihr nicht beugt. Ich höre oft sagen (und ich habe es schon oft selbst gesagt): „Man hat wenig Einfluß auf die Kinder; jeder Charakter bleibt, was er ist, und man kann daran nichts ändern.“

Und doch hätte man in vielen Fällen Charaktere durch eine bei der Geburt einsetzende Erziehung ummodellieren können, aber gerade an diese Art von Erziehung denkt niemand. Vom ersten Tage seines Daseins an muß man ein Wesen an Regel und Gesetz gewöhnen, weil, wer keine Disziplin kennt, durch diesen Mangel leiden wird. Das Leben und die Gesellschaft haben ihre unwandelbaren Gesetze. Sie dulden kein verwöhntes Kind, das sich in die Krankheit flüchtet und vor der Arbeit drückt. Jeder muß sich seinen eigenen Weg mit Axt und Hippe bahnen und auch mit Geduld, mit Selbstverleugnung und mit Zähigkeit. Aber das verwöhnte Kind lebt in einer unwirklichen Welt der Täuschung; es glaubt bis zu seiner Todesstunde, daß sein Lächeln oder sein Zorn Mitleid oder Zärtlichkeit hervorrufen werden. Es will „grundlos“ geliebt werden, wie es von seinen allzu schwachen Eltern geliebt wurde. Wir alle kennen erwachsene verwöhnte Kinder: Männer, die sich, weil sie genial veranlagt waren, bis zum Gipfel der Macht hinaufgearbeitet hatten und die, dort angelangt, durch ihre kindische Haltung alles verloren haben, Frauen, die noch mit sechzig Jahren glauben, daß Schmollen ihnen die Erfüllung ihrer Wünsche bringen kann. All dem kann eine Mutter vorbeugen, indem sie dem Kind in den ersten Monaten, da es seine ersten unausgesprochenen, aber wesentlichen Vorstellungen vom Leben gewinnt, die Existenz bestimmter Gesetze sinnfällig macht.

Dr. Alfred Adler hat dargelegt, welches Unglück und welche Neurosen durch das unzweckmäßige Verhalten gewisser Mütter von mehreren Kindern entstehen können, wenn diese Mütter ihre Liebe nicht gleichmäßig zu verteilen imstande sind. Das Verhältnis der Geschwister zueinander ist in manchen Familien ein vorbildlich freundschaftliches. Aber es wäre vorschnell, anzunehmen, daß dies immer von selbst sich so entwickelt habe. Die „Feindlichen Brüder“ gehören zu jenen tragischen Fällen, die man seit dem Beginn der Zivilisation überall beobachtet und geschildert hat; immer wieder spielen sich Dramen ab, die so heißen könnten. Welche Stufe ein Kind in der Reihenfolge der Geburten einnimmt, spielt eine ziemlich große Rolle bei der Entwicklung seines Charakters. Der Erstgeborene ist fast immer ein verwöhntes Kind. Jede seiner Bewegungen, jedes Lächeln erscheint einem jungen, noch sehr verliebten Paar wie ein nie dagewesenes, hinreißendes Wunder. Es wird zum Mittelpunkt, auf den die ganze Familie Rücksicht

nimmt. Glauben Sie nicht, daß es sich dessen nicht bewußt wird; es gelangt im Gegenteil dazu, diese Rücksicht, dieses Im-Mittelpunkt-Stehen für Selbstverständlichkeiten anzusehen, die ihm gebühren.

Wenn jetzt ein zweites Kind zur Welt kommt und das Erstgeborene die Zärtlichkeit der Eltern mit diesem Rivalen teilen muß oder sich sogar um seinetwillen vernachlässigt sieht, wird es leiden. Die Mutter, ihrerseits, hat das Gefühl, daß das schwächere Kind sie mehr braucht, und dieses Gefühl ist nur natürlich. Sie war schon verzweifelt gewesen, daß das ältere Kind heranwuchs; jetzt überträgt sie den größeren Teil ihrer Liebe auf den neuen Ankömmling. Das ist für die junge, in vollster Entwicklung begriffene Seele des Erstgeborenen ein so sprunghafter Wandel, daß er tiefe Bitterkeit und schwer verlöschbare Spuren hinterlassen wird. Solche Gefühle nehmen bei Kindern tragische Ausmaße an. Sie können schließlich dazu kommen, dem Eindringling, der sie in ihrer ganzen Macht entkleidet hat, den Tod zu wünschen. Manche von ihnen versuchen, die Aufmerksamkeit wieder auf sich zu lenken, indem sie Mitleid zu erregen trachten. Für die Schwachen ist oft die Krankheit ein Weg zum Sieg. Die Frau, die Mitleid einzuflößen versucht, damit sie zum Mittelpunkt ihrer Umwelt werde, ist ein klassischer Typus, aber auch das Kind ist solcher unbewußten Theaterspielerei fähig. Kinder, die bis dahin sich sehr vernünftig gebärdeten, werden oft nach der Geburt eines jüngeren unausstehlich und begehen tausend dumme Streiche, die ihre Eltern mit Staunen und mit Zorn erfüllen; in Wahrheit sind solche Streiche Versuche, ernst genommen zu werden. Adler behauptet (und ich glaube, daß es oft zutrifft), daß ein Erstgeborener sein ganzes Leben lang einen deutlich erkennbaren psychologischen Typus zeigt. Der Erstgeborene ist vergangenheitsgebunden; er ist konservativ und manchenmal ein wenig schwermütig; er liebt es, von seiner allerersten Kindheit zu sprechen, weil er damals am glücklichsten war. Der Letztgeborene lebt weit eher in der Zukunft, in jener Zukunft, da er den Ältesten wird überflügeln können. Oft ist er ein Bilderstürmer und Spötter.

Das Letztgeborene ist ebenfalls ein verwöhntes Kind, besonders, weil zwischen ihm und seinen Geschwistern ein großer Altersunterschied besteht, aber es ist glücklicher als das älteste Kind, weil es sich immer in einer bevorzugten Position befinden wird, die sich nicht verändern kann. Es wird von seinen älteren Geschwistern mit Wohlwollen behandelt werden, da sie es mit fast elterlichen Gefühlen betrachten. Es ist der „Benjamin“ der Familie. Sehr häufig hat es im Leben Erfolg, erstens, weil es Selbstvertrauen besitzt, zweitens, weil es, im Kreise seiner älteren Geschwister aufwachsend, von ihnen gefördert wird und sein Ehrgeiz sich ständig regt, um es ihnen gleichzutun; es hat eine Verspätung einzuholen (Adler, Kindererziehung).

Die Eltern sollten besondere Aufmerksamkeit darauf verwenden, in bezug auf Vater- und Mutterliebe absolute Gleichheit unter ihren Kindern herrschen zu lassen. Auch wenn es in Wirklichkeit nicht stimmt (es gibt bessere und schlechtere Charaktere), muß man die Kinder glauben machen, daß sie gleich liebenswert seien. Man muß sich auch hüten, die Kinder Zerwürfnisse zwischen den Eltern

merken zu lassen. Man bedenke das feenhafte Weltbild, das kleine Kinder sich machen, und wie sehr es sie entsetzen muß, wenn sie entdecken, daß ihre Götter miteinander in Streit liegen. Zuerst leiden sie darunter. Später verlieren sie die Achtung vor den Eltern. Der Mann und die Frau, die ihr Leben lang gegen alles und jedes rebellieren, sind häufig Menschen, die in ihrer Jugend einen merkbaren Unterschied zwischen den Prinzipien und den Taten ihrer Eltern zu beobachten Gelegenheit hatten. Eine Tochter, die gezwungen war, ihre Mutter zu verachten, wird später alle Frauen verachten. Ein tyrannischer Vater wird die Ursache davon sein, daß seine Kinder, und besonders seine Töchter, lange Zeit hindurch die Ehe als eine Versklavung betrachten werden, der man aus dem Wege zu gehen hat. „Die wahren Freuden, die die Familie bieten kann, sind solchen Eltern vorbehalten, die die Achtung ihrer Kinder besitzen, die die Kinder aber eben-

falls mit Achtung behandeln und die es verstanden haben, sie einer Disziplin zu unterwerfen, soweit es notwendig ist, aber nicht mehr, als notwendig ist. Solche Eltern werden die großen Schwierigkeiten nicht kennenlernen, die entstehen, sobald ein Kind seine Unabhängigkeit beansprucht“ (Bertrand Russell, Erziehung). Der Übergang von der Kindheit zur Mannbarkeit wird sich dank den Eltern mit einem Minimum an Leid für Eltern und Kinder vollziehen. Solche Eltern werden mehr Freude an ihren Kindern erleben als Haustyrannen. „Denn die Liebe, die durch Zärtlichkeit von jeder Tyrannei gereinigt ist, vermag höhere Freuden zu spenden als jedes andere Gefühl.“

(Nachwort: Das schweiz. Veröffentlichungsrecht des Essays „Eltern und Kinder“ aus dem Buch „*Maurois*: Beiträge zur Lebenskunst“, wurde für die SER käuflich erworben vom Verlag R. Piper & Co., München.)

Der Strubelpeter

Über Charakterfehler des Kindes

Von Prof. Dr. ERNST SCHNEIDER, Stuttgart

„Der Struwelpeter oder lustige Geschichten und drollige Bilder für Kinder von 2—6 Jahren“ von Heinrich Hoffmann, erschienen 1845, fand nach einem Siegeszug ohnegleichen Verbreitung in der ganzen Welt und zählt noch heute zu den bevorzugten Bilderbüchern, obschon weder die Bilder noch die Verse auf einer künstlerischen Höhe stehen. Die Eltern legen den Kindern das Buch auf den Weihnachtstisch, weil sie ihnen damit einen Spiegel vorhalten wollen, in dem sie sehen können, wie es den Unartigen ergeht. Da die Bilder kindertümlich sind und Geschichten in dramatischem Ablauf darstellen, wird das Geschenk mit Freuden entgegengenommen. Aus dem Munde von Erwachsenen hören wir gelegentlich, daß sie seinerzeit den Struwelpeter mit sauersüßen Gefühlen genossen haben, und daß sie mit einem Eindruck des Unheimlichen, den er erweckte, lange nicht fertig werden konnten. Das kleine Mädchen einer mir befreundeten Familie lief immer ängstlich davon, wenn es mich kommen sah. Sein Benehmen wurde verständlich, als es sich herausstellte, daß es in mir den Schneider des Struwelpeters sah, der dem Lutscher die Daumen wegschneidet. Die Wirkung der Lausbubengeschichten können wir unserm Verständnis näher bringen, wenn wir die folgende Handlung eines kleinen Buben zu begreifen suchen. Die Eltern hatten ihm verboten, die Treppe hinunterzurutschen. Er tat es doch, nahm sich aber nachher bei den Ohren und führte sich ins dunkle Kämmerlein, um dort die gewöhnliche Strafe abzusitzen. Gefragt, was er, Fritz, da tue, erklärte er, der unartige Nachbarjunge Peter sei trotz seiner Warnung die Treppe hinuntergerutscht, und nun habe er ihn hier zur Strafe eingesperrt. Durch diese Ichspaltung kann Fritz in der Rolle Peters seinen Wunsch befriedigen, ohne von Angst und Schuld geplagt zu werden, denn er spielt gleichzeitig die Rolle der warnenden und strafenden Eltern. Im Bilderbuch vom Struwelpeter kann das Kind seiner Neigung zum Lausbuben nachgeben, sie sogar genießen,

denn es erlebt gleichzeitig auch die Sühne, die die Schuldgefühle aufhebt. Aristoteles schrieb den Tragödien eine reinigende Macht zu. Hoffmann hat solche in ein humorvolles kindertümliches Gewand gebracht. Wir verstehen nun den Anklang, den das Buch fand, und die Verbreitung, die es erfuhr.

Der „Struwelpeter“ kennt den bösen Friederich, die zündelnde Pauline, die spottenden Buben, den Daumenlutscher, den Suppenkaspar, den Zappelphilipp, den Hans-Guck-in-die-Luft. Das Bilderbuch ließe sich noch weiter führen mit dem Schmutzfink, dem Trotzkopf, dem Dickkopf, dem Großsprecher, dem Maulhelden, dem Aufschneider, dem Rädelsführer, dem Quälgeist, der Naschkatze, dem Vielfraß, dem Neidhammel, dem Frechdachs, dem Wunderfitz, der Klatschbase, der Leseratte, dem Geck, dem Hochmutsnarren, dem Ausreißer, dem Kriecher, der Schmeichelkatze, dem Feigling, dem Drückeberger, dem Duckmäuser, dem Hamster, der Heulfrieda, dem Spielverderber, dem Kleinigkeitskrämer, dem Faulpelz, dem Pechvogel, dem Angsthasen usw. Alle diese Bezeichnungen meinen Kinderfehler, die, wenn sie zu Dauererscheinungen werden, das Charakterbild des Menschen mitbestimmen helfen. Wir sprechen dann von Charakterfehlern. Sie können auf einer ererbten Grundlage beruhen oder aber in der Hauptsache durch Umwelteinflüsse und durch eine falsche Erziehung herbeigeführt werden.

Wir wollen nun versuchen, einige der genannten Strubelpeterbilder zu zeichnen. Dabei möchten wir besonders die Zusammenhänge zwischen Entwicklung, Erziehung und der Bildung des Charakters besprechen.

Charakter ist geprägtes Wesen, erfaßbar in dem Gefüge der Charakterzüge, der Charaktermerkmale, die eine Äußerung dieses Wesens sind. In dem, was das Wesen des Menschen überhaupt ausmacht, sind wir alle gleich. Es ist in den allgemeinen Charakterzügen erkennbar. Sie sind aber von Person zu Person so abgeändert (variiert), daß